Zeitschrift: Wohnen

Herausgeber: Wohnbaugenossenschaften Schweiz; Verband der gemeinnützigen Wohnbauträger

Band: 74 (1999)

Heft: 4: Ich bin Brien. Wer spielt Ball mit mir?

Artikel: Von Heimarbeit zu Telework

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-106720

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

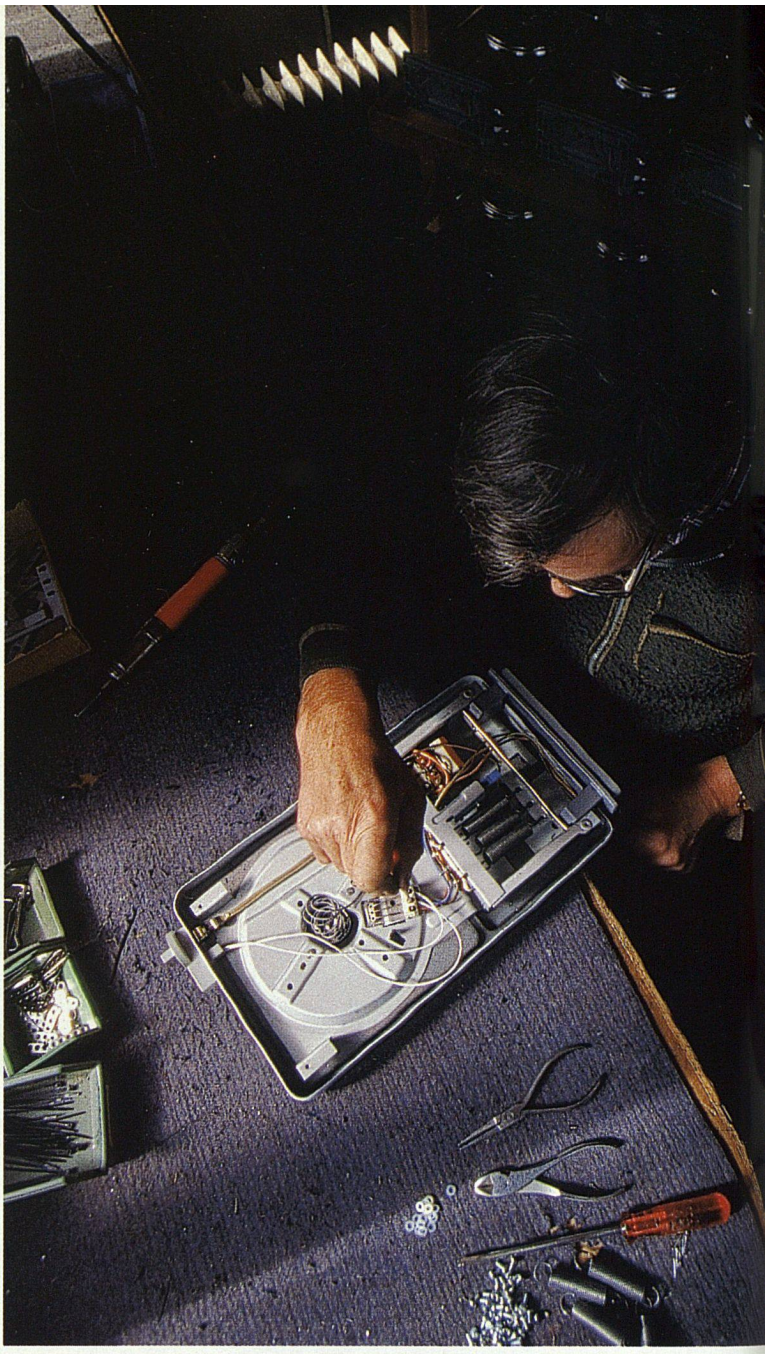
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Von Heimarbeit zu Telework



Ein klarer Wintermorgen. Schwaden von bläulichem Rauch schweben über dem Talboden. Die Sonne küsst die roten Eggen, die schmutzigen Lawinenzüge liegen im Schatten des Kammerstock. Hinter dem Dorf schwingt die Klausenstrasse in engen Kehren zum Pass hoch.

Auch das Restaurant Sonne liegt noch im Schatten. Die Wirtin lehnt sich tief aus dem Fenster. Daneben die drei Baracken, von denen Mattli gesprochen hat. Gehe den vereisten Weg hoch, öffne eine erste Tür, schiebe die zweite nach links. Radio DRS 1 und Wärme aus einem kleinen Öfeli. Fünf mal zwanzig Meter grosser Raum. Darin steht ein Mann an der Werkbank, gross, schief, kräftig und schwer. Mattli Hans, Heimarbeiter, Urnerboden.

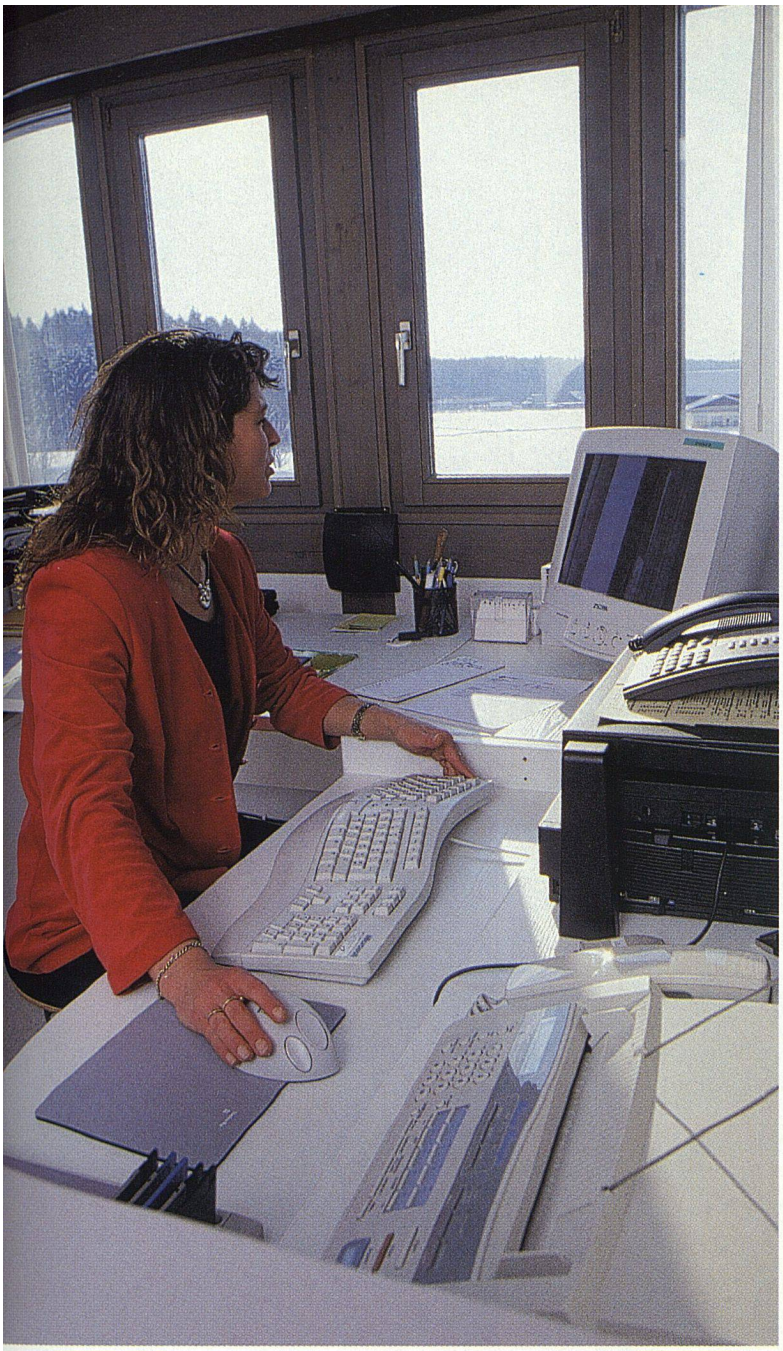
Stundenlohn zwölf Franken

Gerade hat er die zweite Kochplatte in Arbeit. Setzt Teil um Teil zusammen, schraubt die gusseiserne Platte in die Halterung, legt die Drähte von Klemme zu Klemme, spannt die Federn, die den Drehschalter auf den Markierungen halten. Sechzig Teile gehen jedesmal durch die groben Hände, darunter winzige Unterlagsscheiben. Fünfzehn Apparate wird Hans Mattli zusammengesetzt haben, wenn das Tageslicht hinter dem Klausenpass schwindet. Die Soll-Arbeitszeit beträgt 26 Minuten, macht einen Stundenlohn von etwa zwölf Franken. Wenn Mattli im Kopf rechnet, zieht er die Augenbrauen in die Höhe, so dass sie über dem Rand der dicken Brille hervorschauen. Damit sei er zufrieden, obschon man im Tal natürlich mehr verdiene. «Aber das Hin- und Herfahren verleidet einem.» Diesen Monat sind es nur sechzig Stück, der Verdienst liegt bei vierhundert Franken. «Grosse Sprünge macht man damit nicht.» Doch das Amt für Heimarbeit habe geschrieben, es gehe wieder aufwärts, sagt Mattli Hans. Sonst sind es jeweils 200 Platten im Monat, die als Einzelteile in der Baracke angeliefert und verkaufsfertig verpackt dann wieder nach Schwanden hinuntergekarrt werden.

Hans Mattli ist einer von neun Männern, die heute noch im Solde des Amtes für Heimarbeit des Kantons Uri stehen. Die Baustellen, auf denen sich früher mancher Bauer im Winter verdingte, stehen still. Das Militär hat seine textilen Aufträge dieses Jahr auf Null hinuntergefahren. Josef Gasser, technischer Leiter des Amtes, fragt sich manchmal, ob es seine Abteilung in fünf Jahren noch gibt. Die Verwaltungsreform greift Raum, stellt Traditionen in Frage. Das Amt besteht seit 1945.

«Es isch e suuberi Arbet»

Wo Mattli seit sechs Jahren allein montiert, waren früher sieben Arbeitsplätze. «Man gewöhnt sich daran, allein zu sein.» Er hat sich ausgebreitet, hat die Arbeitsgänge über die ganze Länge der Werkbank verteilt. Schöner war's trotzdem, als noch Kollegen in der Baracke waren. «Es isch e suuberi Arbet.» Seit bald dreissig Jahren steht Mattli am Tisch in der Baracke. «Wie sind sie zu dieser Anstellung gekommen?» Er



Links: Hans Mattli montiert Kochplatten in einer Werkstatt auf dem Urnerboden, seit bald drei Jahrzehnten. Fünfzehn Stück stellt er täglich fertig, bis der Auftrag abgearbeitet ist.

Rechts: Der Teleworking-Arbeitsplatz von Bigna L. Furter ist topmodern eingerichtet. Hier sitzt sie an einem Tag in der Woche – und an vielen Abendstunden.

runzelt die Stirn, zieht die Brauen hoch, fragt zurück, wo er anfangen solle. «Am Anfang.» Drei Sätze von Mattli: Ende der sechziger Jahre kam ein junger Kaplan ins Dorf, gründete eine Feuerwehr. Seither ist Mattli bei der Feuerwehr. Dort entstand die Idee mit der Heimarbeit und den Baracken. «Was tun Sie, wenn keine Aufträge mehr kommen?» Schweigen. Auswandern. «Wohin?» Dahin, wo es Arbeit gibt.

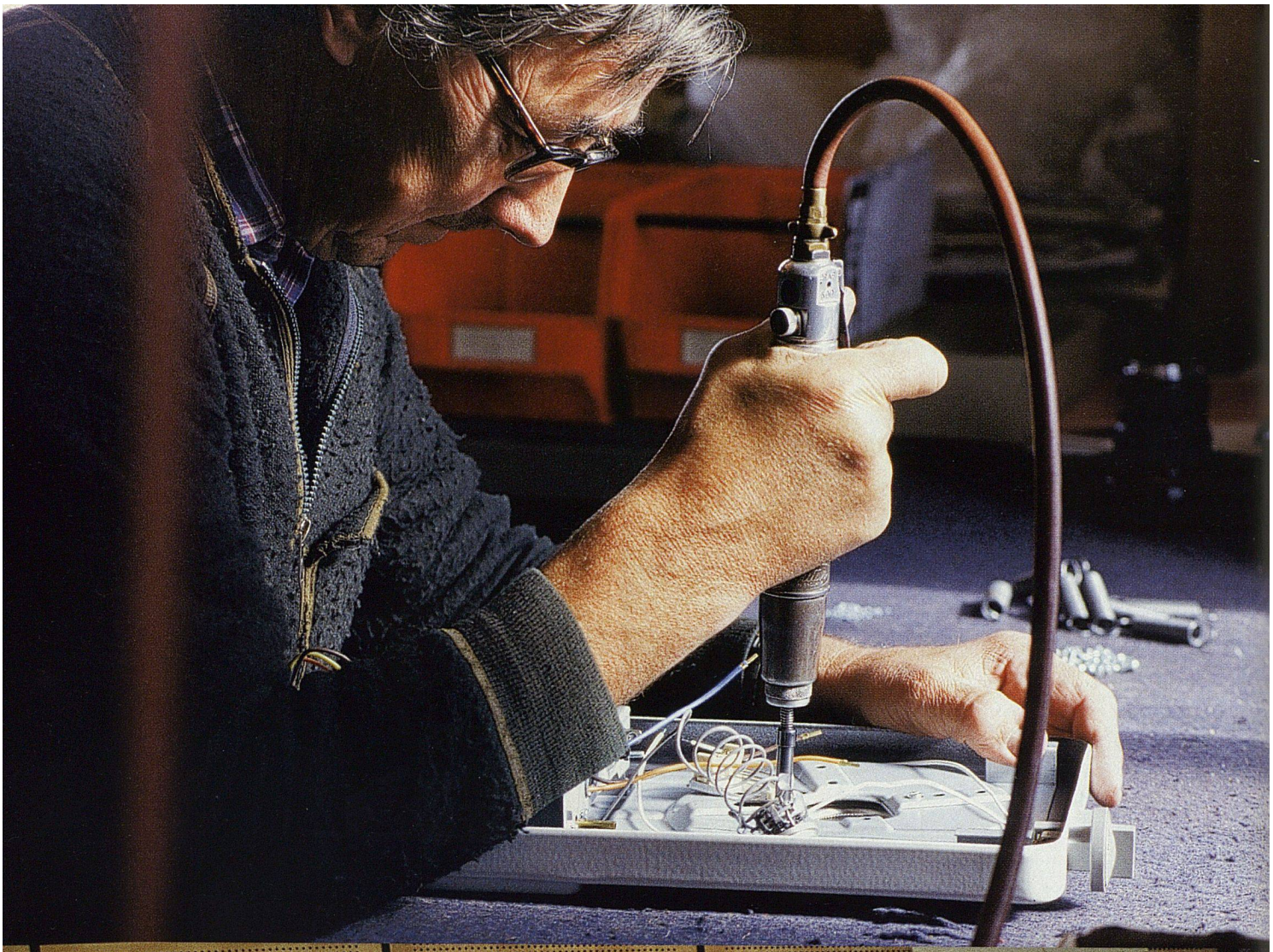
Wer Heimarbeit mache, müsse mit Schwankungen rechnen, sagt Josef Gasser. Ausfälle von zwei bis drei Monaten waren früher die Regel. Ein unbefristeter Arbeitsvertrag gemäss Heimarbeitsgesetz schützt die Arbeitnehmenden nicht vor derartigen Schwankungen. «In letzter Zeit wird jedoch der Anspruch auf Arbeitslosenhilfe häufiger gestellt», sagt Gasser. «Deshalb schliessen wir nun befristete Arbeitsverträge ab. Wenn diese auslaufen und keine neue Arbeit da ist, kann man mit einer Bestätigung aufs Arbeitsamt.» Der erste derartige Fall sei gerade unterwegs im Kanton Uri. Heute seien nur wenige der Heimarbeiter/-innen existenziell auf diesen Verdienst angewiesen, glaubt Gasser, der selber in der Berggemeinde Isenthal das Ressort Heimarbeit betreute, bevor er vor 1991 die Stelle beim Kanton antrat.

Effektenseckli für die Schweizer Armee

Von Mattlis Baracke sind es nur 500 Meter zu Rosmarie Gislers Heimet im Mättenwang. Das sonnigste Haus im Winter, am nächsten bei den Lawinenzügen. Wir treffen uns bei Vreni Bissig, vorne im Dorf. Die Nähgruppe im Urnerboden, das sind Gisler Rosmarie und Bissig Vreni. Während drei Monaten fällt kein Sonnenstrahl in die Küche, wo die gelblichgrüne «Bernina» steht. Eine Beige blaugraue Stoffbahnen liegt auf dem Tisch, hundert Stück, dazu gleich viele schlammfarbige Bändel. Effektenseckli fürs Militär, einer der letzten kümmerlichen Aufträge des Bundes. Rosmarie Gisler hat ihre zweitausendzweihundert Stück schon genäht und an die Gruppenleiterin weitergegeben.

Hochzeitsgeschenk mit dem Nähgeld

Früher, als die Kinder noch klein waren und das Einkommen des Mannes unregelmässig, brauchten sie den Verdienst aus der Heimarbeit, erzählt Rosmarie Gisler. Heute, wo der Mann Strassenmeister ist, sei es mehr eine Beschäftigung, sie nähe gerne und möchte die Arbeit im Winter nicht missen, wenn das Dorf von seinem Urner Stammland abgeschnitten und überhaupt wenig Betrieb ist. Ihre flinken Finger zeigen, wie sie den Bändel ansteckt mit einer Gufe, «immer mindestens hundert Stück aufs Mal». Dann kommt das Tuch unter die Nadel, wird umgestülpt und nochmals genäht. Einen Franken zwanzig zahlt der Bund für ein Seckli, «de Bund het immer rächt zahlt», sagt Rosmarie Gisler, und Frau Bissig nickt. «Man leistet sich eher etwas, wenn man eigenes Geld hat», sagt Frau Gisler. Sie habe sich einmal ein Paar Tourenskischuhe gekauft damit. Frau Bissig hat mit ihrem Nähgeld das Hochzeitsgeschenk



1. Planing phase
→ message
→ timing
→ audience
2. Announcement phase
→ business obj.
↳ LOGISTIQUE
3. Education
→ material
4. Follow-up (Q&A)
5. Listening
→ concerns
→ fears
→ focus group
→
SR
R
V
V
ES
LISTENER
LOIR
ICH

Oben: Früher teilte sich Hans Mattli die Werkstatt mit sechs Kollegen, heute leistet ihm nur das Radio Gesellschaft bei der kniffligen Arbeit.

Unten: Swiss Re-Mitarbeiterin Bigna L. Furter leistet etwa zwei Drittel ihres 100-Prozent-Pensums im Betrieb. Den persönlichen Kontakt mit den Kolleg/innen möchte sie nicht missen.

fürs Göttikind gemacht: einen Strauss mit blauen Noten drin. Auch Vreni Bissig schätzt die Arbeit am Küchentisch.

Als die Kinder noch zuhause wohnten, ratterte die Maschine meist am Abend. Heute darf sie nicht mehr spät nähen, das stört den Mann im Schlaf, so ghörig sei das Haus. «Ich arbeite nie mehr als eine Stunde am Stück, dann muss ich etwas anderes machen», sagt Frau Bissig, die Heimarbeit macht, seit sie verheiratet ist. «Als Ledige habe ich eine Zeitlang in der Munitionsfabrik gearbeitet, uh, das hat mir dann gar nicht gefallen.»

Die Teleworkerin begleitet ein Virtual Office-Team

Der Begriff Heimarbeit wirkt in Bigna L. Furters Wortschatz so fremd, wie es ein Computer in Hans Mattlis Werkstatt wäre. Tätig ist sie im Human Resource Shared Service, Bereich Conditions, bei Swiss Re; Partner-Trainings hat sie eben erst mitbetreut, gerade begleitet sie ein Virtual Office-Team… Teleworking im Home office wäre eigentlich der Ausdruck.

Wenn die junge Kaderfrau an ihrem Pult sitzt und die Augen vom Bildschirm mit der langen Mailliste löst, schweift der Blick von den bewaldeten Ausläufern der Albiskette über einen stattlichen Bauernhof hinaus ins Reppischtal, das sich zum Zugerland hin öffnet. Die Sonne würde zu einem Spaziergang einladen; oder mit dem Laptop in den Garten sitzen? Oder einkaufen im Dorf? «An meinem offiziellen Heimarbeitstag nehme ich mir die Freiheit, den Tag frei einzuteilen» sagt Bigna L. Furter. «Ich will zwar innert 24 Stunden erreichbar sein, aber nicht immer physisch.» Dafür sorgen eine Anzahl Maschinen, die im Büro neben dem Kinderzimmer eingerichtet sind: Workstation, Laptop mit Dock-in Station, Switchbox, Fax, Kopierer, Drucker, Digitaltelefon. Die Technik stellt der Arbeitgeber zur Verfügung – die Miete mit den Nebenkosten dagegen bezahlt die Mitarbeiterin. «Mein Arbeitgeber ist ja nicht dafür verantwortlich, dass ich ein Kind habe und deshalb ein volles Pensum im Betrieb gar nicht leisten kann.»

Heimarbeit muss unternehmerisch sinnvoll sein

Die Rahmenbedingungen für derartige Teleworking-Arbeitsplätze hat Swiss Re (früher Schweizer Rück) in einem Merkblatt geregelt. Ein Heimarbeitsplatz muss «unternehmerisch sinnvoll sein und bei dem/der Vorgesetzten beantragt werden», steht darin. «Als leistungs- und zielortientierte Mitarbeiterin möchte ich effizient und effektiv arbeiten können. Kreativität stellt sich nicht auf Befehl an einem störungsreichen Arbeitsplatz ein», hat Personalfachfrau Furter ihren Antrag begründet. Ausserdem sei sie ein Nachtmensch und habe ihre besten Zeiten am Abend, sagt sie beim Kaffee in der Küche des Reihenhauses. Auf einem Zettel an der Wand sind die ersten Notizen ihrer Tochter zu lesen. Wenn Jenny zugegen ist, sitzt Furter kaum je am Schreibtisch. Erst wenn die Siebenjährige im Bett oder tagsüber in der Krippe ist, geht ihre Mutter hinter die zahlreichen Aufgaben, die sie zu erledigen hat. «Ein Kind in diesem Alter will einem doch hin und wieder etwas zeigen, oder es braucht Hilfe, und weil ich darauf eher abweisend reagieren würde, habe ich mich bis jetzt anders organisiert», sagt die alleinerziehende Mutter.

Trotzdem denkt sie, dass es für Frauen aufgrund ihrer vielfältigen Rollen naheliegender ist als für Männer, zuhause zu arbeiten. Als ihr Kind noch ein Baby und die Familie zu dritt war, plante sie, eine Zeitlang ausschliesslich zuhause zu wirken. Sie hatte eben das Diplom als Übersetzerin erworben. «Heute kann ich mir schlecht vorstellen, die ganze Arbeitszeit im Betrieb oder im Home office zu verbringen», sagt die Teleworkerin. Etwa 40 Prozent leistet sie extern, 70 Prozent intern. «Ich würde auch einen Heimarbeitsplatz wollen, wenn ich kein Kind hätte», sagt sie mit weichem Ostschweizer Akzent.

In den USA 18 Prozent, in der Schweiz ein Promille Teleworking

Für Alex Schmid ist Bigna Furter eine typische Teleworkerin. Der junge Internet-Fachmann will einen Schweizer Verband für Telearbeit, eine Swiss Teleworkers Association, lancieren. Im Gegensatz zur traditionellen Heimarbeit sei Telework eher hochqualifizierten Fachleuten vorbehalten, meint Schmid, der selber Teilhaber eines kleinen virtuellen Unternehmens ist. Bei grösseren Firmen werde sich vor allem die alternierende Heimarbeit durchsetzen. Mit dem Verband will Alex Schmid eine Informationsdrehscheibe für Arbeitnehmende und Unternehmen schaffen. «Die Gewerkschaften haben bisher wenig Interesse an unserem Projekt gezeigt», sagt Schmid, und auch der Verband für Heimarbeit sei noch sehr stark den traditionellen Strukturen verhaftet. Deswegen muss Schmid sich eher im Ausland orientieren: In Deutschland wirkt bereits eine ähnliche Organisation. In den USA, wo die Distanzen grösser sind, rechnen Experten damit, dass im Jahr 2000 etwa 18 Prozent der dortigen Arbeitskräfte irgendeiner Form von Telework nachgehen werden. Das sind fast 25 Millionen Menschen.

Oben: Vreni Bissig und Rosmarie Gisler haben wieder einige hundert Effektenseckli für die Schweizer Armee genäht. Die Aufträge erledigen sie nur im Winter.

Unten: Bigna L. Furter pendelt zwischen ihrem Wohnsitz in der ländlichen Agglomeration und dem Arbeitsort in der Zürcher City.

In der Schweiz ist es bloss ein Promille der Erwerbstätigen. Auch bei Swiss Re verbreitet sich Telework zögerlich. Bei vielen Mitarbeiter/innen gebe es Ängste, sagt Furter: «Was denken die Kollegen, wenn ich nicht im Büro erscheine? Was die Nachbarn, wenn sie mich tagsüber sehen?» Auch «negative Einflüsse auf das Familienleben» seien nicht auszuschliessen, heisst es in einem Arbeitspapier der Swiss Re. Und die Vorgesetzten müssen ihre Führungsinstrumente anpassen. «Es braucht eine starke Zielorientierung», meint Furter, «bei mir hat die Woche sieben Tage: Die verschiedenen Verantwortlichkeiten für Beruf, Kind, Haushalt und mich selber verwischen sich.»

Obschon das Unternehmen mit isoliertem Teleworking mehr sparen könnte, empfiehlt es, die Heimarbeit auf maximal 60 Prozent zu beschränken. Im Team von Furter haben drei von vier ein Home office, auch ihr Vorgesetzter im Rang eines Direktors. Sie hat sich bewusst ein Umfeld gesucht, wo sie sich nicht dauernd legitimieren muss. «Natürlich müssen wir uns im Team besser organisieren, um uns zu sehen. Aber auf der sachlichen Ebene kann man heute vieles virtuell lösen.»

Persönlicher Arbeitsplatz verschwindet

Ihr derzeitiger Arbeitsplatz im Betrieb ist nur sechs Quadratmeter gross – üblich sind heute etwa elf. Für persönliche Effekten bleibt da kaum Platz. Bigna Furter kann sich gut vorstellen, im Betrieb keinen eigenen Arbeitsplatz mehr zu haben, «mit Desk sharing müsste man sich noch ein bisschen besser organisieren». Doch für traditionelle Mitarbeiter/innen – auch bei Swiss Re – könnte ein Teil der Identität zusammenbrechen, wenn der persönliche Arbeitsplatz wegfällt. Pro Arbeitsplatz und Jahr rechnet die 2800 Mitarbeiter/ innen zählende Versicherungsgesellschaft mit Kosten von 35 000 Franken für Raum und Support. Die wiederkehrenden Kosten für einen Heimarbeitsplatz betragen nur etwa 6000 Franken.

Ab 1. Mai 1999, dem 109. Tag der Arbeit, wird bei Swiss Re ein neues Arbeitsmodell gelebt: Virtual office heisst es, und Bigna L. Furter betreut das Pilotteam. In einem Grossraum sind 40 – bisher konventionelle – Arbeitsplätze zusammengelegt, mit flexiblem Büromobiliar, Klapptischen für Besprechungen, Cockpits für ungestörtes Arbeiten, Cafeteria-Zonen für Business talk. Und dem ausdrücklichen Angebot, einen Heimarbeitsplatz einzurichten. «Wer sich nicht von gewissen Privilegien, zum Beispiel dem Einzelbüro, trennen kann, wird in zehn Jahren ein Problem haben, weil es immer weniger derartige Stellen gibt», sagt Bigna L. Furter, Human Resource Shared Services. «Viel besser scheint es mir, schon heute mit Alternativen zu experimentieren.» [eXtra]

Teleworking im Homeoffice

von Stefan Baldauf